

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 2

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

154

WERNER WOLLENBERGER

Knappe Vorrede:

Meine Damen und Herren!

Dies ist der erste reguläre «Rorschacher Trichter» des Jahres 1960. Er unterscheidet sich von gewissen Vorgängern im vergangenen Jahre durch einen Umstand: er umfaßt eine neue Rubrik.

Zu ihr möchte ich etwas sagen: sie heißt, wie Sie eventuell feststellen werden, wenn Ihnen nicht zuvor die Lust an dieser Lektüre hier vergeht, sie heißt also «Darf ich vorstellen».

Ich habe die hochgemute Absicht, unter diesem Titel von nun an hier und da, je nach Lust und Laune, Ihnen zu einem Buch, einem Film, einer Ausstellung, einem Theaterstück oder einer Cabaret-Vorstellung zu raten.

Es wäre denkbar, daß ich Sie hier und da auch von einem dieser Dinge im eigenen Interesse abhalten möchte. Dann werde ich es tun.

Ich habe indessen eine Bitte: nehmen Sie diese Empfehlungen oder Ablehnungen nicht als unumstößliche Meinungen. Betrachten Sie diese Äußerungen nicht als fixierte Kritiken. Verwechseln Sie diese Ansichten nicht mit Rezensionen, die von sehr geschickten, sehr selbstsicheren, sehr urteilsfähigen und außerordentlich von sich selbst überzeugten Rezensenten geschrieben sind.

Ich will den Leuten ganz bestimmt keine Konkurrenz machen.

Mir geht es nur darum, Ihnen mitunter eine Freude zu machen oder Ihnen etwas zu ersparen.

Rege ich Sie aber gar zu einer Diskussion an, dann ist es noch besser.

Und wenn Sie in dieser Diskussion Ihr Recht bekämen, wäre es beinahe blendend.

Noch schöner wäre aber, wenn ich es beehelte.

Das verstehen Sie doch, oder nicht?

Also: nehmen Sie diese Präsentationen so wie sie geschrieben sind: ohne Versuch, so objektiv zu sein, wie es gar nicht geht. Also, nehmen Sie diese Äußerungen als durchaus subjektive an.

Darüber freute sich herzlich und dafür dankte Ihnen in ähnlicher Weise Ihr ...

Pardon: noch etwas!

Vielleicht finden Sie, daß so etwas nicht in den «Nebenspalter» gehöre.

Ich frage: wieso eigentlich nicht?

Ich finde, man tut dem «Nebenspalter»

böses Unrecht, wenn man ihn als Witzblatt, als Anekdoten-Sammlung, als verlängerte Schmunzel-Ecke ansieht.

Er ist, und deshalb mag ich ihn so, eine helvetische Institution. Und daß es in erster Linie deren Aufgabe ist, zu erheitern, schließt nicht aus, daß sie in zweiter Linie auch auf unterhaltensame Weise informieren darf.

Einverstanden?

Danke!

Und damit zum Ende des begonnenen Satzes, den ich Ihnen bequemlichkeits halber noch einmal teilweise zitiere: ... und dafür dankte Ihnen in ähnlicher Weise Ihr

werner wollenberger



Darf ich vorstellen ?

Von den zwei Dingen, die ich Ihnen hier und heute präsentiere, ist das erste ein Film.

Genauer gesagt: ein schweizerischer Film.

Und noch präziser umschrieben: ein geglückter Schweizer Film.

Also, darf ich vorstellen: «Hinter den sieben Gleisen».

Woran denken Sie, wenn Sie den Namen dieses Filmes hören?

Sie denken, denke ich, an einen Satz aus «Dornröschen».

«Hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen ...», so geht er, der Satz.

Die Assoziation befällt Sie zu Recht. Der Film, der unter dem Titel segelt, hat – im Gegensatz zu vielen anderen Filmen – keine falsche Flagge gehißt. Er ist kein Freibeu-

ter, er deklariert sich mit erfreulicher Ehrlichkeit und er steht dazu, daß er ein Märchen erzählt.

Allerdings eines von heute.

Und weil es sich um ein modernes Märchen handelt, ist die gute Fee keine rosenapfelgesichtige Dame in weißem Schleier, sondern ein Trio von Clochards. Und die böse Hexe ist eine versnobte Schwiegermutter, die keine werden will. Und der liebe Zauberer ist ein Lokomotivführer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Ja, und alles spielt sich deshalb eben auch nicht hinter verschwommenen Bergen mit Phantasienamen ab und nicht in Hexenhäusern und in Schlössern auch nicht. Sondern hinter den siebenmal siebenhundert Geleisen des Güterbahnhofes von Zürich und in einem Schuppen neben einem Bahnübergang und in einer Villa am beinahe schlosser- und parkfeinen Zürichberg.

Kann man einen solchen Film heute noch machen?

Und: darf man einen solchen Film überhaupt in der Schweiz machen? Man darf und kann.

Vorausgesetzt: man kann überhaupt Filme machen.

Kurt Früh kann das unbestreitbar. Auch wenn er mit seinem «Odeon» auf die Nase gefallen ist, weiß man es seit seiner «Bäckerei Zürrier», daß er es kann.

«Hinter den sieben Gleisen» ist ein überaus erfreulicher Beweis dafür. Früh hat in diesem Film Regie geführt und auch seine Geschichte geschrieben.

Wer mir lieber ist? Früh der Regisseur, oder Früh der Autor?

Für einmal (für diesmal wenigstens) wohl der Regisseur.

Denn die Geschichte, die er sich da mit Hans Hausmann zusammen ausgedacht hat, trägt zwar über weite Strecken, aber über die ganze Distanz trägt sie nicht unbedingt.

Doch das kann vorkommen und es ist auch weiter nicht schlimm, wenn der Mangel – wie hier – gleich zweimal kompensiert ist: einerseits durch einen bewundernswert lebendigen, wendigen und witzigen Dialog (Hausmann dürfte seine Verdienste daran haben) und andererseits durch die Art, in der dieser Film gemacht ist.

Er ist nämlich – eine Rarität beim schweizerischen Film – mit wirklichem Humor gemacht.

Und – eine noch rarerer Rarität – mit Ironie.

Früh kennt seine Pappenheimer, respektive seine Eidgenossen. Er weiß, daß ihren nüchternen Köpfen die Märchen suspekt sind. Wunder, davon ist der Schweizer überzeugt, haben kein Anrecht auf die Handelsbezeichnung «made in Switzerland». Sie ereignen sich in sizilianischen Städtchen und spanischen Fischerdörfern. Im Kreis vier müßte schon ein Wunder geschehen, bis ein Wunder geschieht. Und auch dann noch glauben alle, die es sehen, lieber an eine Sinnestäuschung. Wunder sind nämlich, ganz im Gegensatz zur landläufigen Meinung,

etwas Unbequemeres. Manche gewöhnen sich nie an sie.

Vor allem die Schweizer nicht. Weil Früh das weiß, verfremdet er das Märchen. Er läßt seinen Film im Ton-Studio des Film-Ateliers beginnen und er hüpfet von Zeit zu Zeit immer wieder einmal in diesen desillusionierenden Raum. Und dort fragen sich dann die Musiker, die laufend die Untermalungs-Musik zum laufenden Streifen liefern, wie es denn nun weitergehe oder weitergehen könne.

Zugegeben: der Trick ist nicht neu. Und deshalb haben ein paar sehr filmbewußte Filmkritiker auch nicht umhin gekonnt, dem Kurt Früh nachzuweisen, daß er sich die «Wunderkinder» von Kurt Hoffmann etwas zu lange angesehen habe.

Nun gut: er hat sich wenigstens einen guten Film eines guten Regisseurs angeschaut. Und, wenn ich auch ein wenig in Filmbewußtheit machen darf, schließlich hat sich der Kurt Hoffmann vor seinen «Wunderkindern» auch ganz intensiv die «Berliner Ballade» von Stemmler und Neumann vor lernbegierige Augen geführt.

Früh kann sogar hier noch einen Pluspunkt buchen: er hat gewußt wo. Und das ist schon einiges.

Ganz von alleine hat er aber gewußt wie.

Und das «Wie» ist es, das diesen schweizerischen Film schließlich vor einigen Stammesgenossen auszeichnet.

Früh hat mit Hausmann den erwähnten guten Dialog zustandegebracht, er hat Berna zu einer hervorragenden Kamera-Arbeit angehalten, er hat sehr viele sehr witzige Regie-Einfälle gehabt und er hat immerhin aus vier bis fünf Schauspielern kleine Meisterleistungen geholt.

Aus Max Haufler etwa.

Der gibt den verbittertsten der drei Clochards, und wie er das tut ist schlechthin hervorragend. Es gibt da einmal ein Moment, in dem er – weichgeworden – einem sehr viel jüngeren Mädchen im geliehenen Sonntagsanzug einen Heiratsantrag macht, sehr linkisch, sehr scheu und sehr ängstlich. Er wird abgewiesen, hat es irgendwie erwartet und kann es doch nicht fassen. Und er weint nur deshalb nicht, weil er die volle Wucht des Schlagens erst etwas später verspüren wird. Wie Haufler das macht, ist bewundernswert. Wenn ich einen Oscar für den besten schauspielerischen Moment in einem neueren Schweizer Film zu vergeben hätte, der Max bekäme ihn per express.

Dann Ruedi Walter. Für den habe ich Angst gehabt, denn mitunter erreicht seine Komik eine Nervosität, die Film-Zelluloid schlecht erträgt. Hier hat er mit erstaunlicher Disziplin sein Können, das ihn mitunter fortreibt, ausgespielt und eine Figur auf die Beine gestellt, die ebenso rührend als komisch ist: den Clochard, der behauptet, früher einmal Clown gewesen zu sein. Walter gibt dem Männchen (das wahr-

scheinlich angibt) nur die eben notwendigsten clownesken Züge und Gesten – ein Schürzen der Lippen, einen angedeuteten Schlurf- und Stolper-Schritt, ein vogelscheuchhaftes Arme-Schlenkern. Das ist sehr, sehr gut gesehen und gemacht. Schließlich Zarli Carigiet. Du liebe Güte, ich kenne den Mann doch. Ich habe immerhin des öfteren mit ihm gearbeitet und für ihn geschrieben. Ich konnte mir also nicht vorstellen, daß ich noch wesentlich über ihn lachen könne.

Und dann habe ich es doch gekonnt. Wie er da in Vertretung eines wirklichen Lokomotivführers in der vornehmen Familie eingeladen ist und sich bemüht, seinen Mangel an SBB-Wissen zu verstecken und erst noch ganz langsam aber sicher mit Cognac vollsickert, das ist so komisch, daß ich – unfeinerweise – vor Lachen brüllte.

Ganz zum guten Ende noch ein Lob für Hannes Schmidhauser. Manche – ich weiß es – haben etwas gegen ihn. Das hindert aber nicht daran, daß wir einen sympathischeren jugendlichen Liebhaber nicht besitzen und auch nicht so rasch finden werden. Er ist – da sollen sie sagen, was sie wollen – ein überaus guter Filmschauspieler und er beweist es hier in einer Rolle, die es ihm wahrhaftig nicht besonders leicht gemacht hat.

So, das wär's.

Schauen Sie sich den Film an, ich habe Ihnen von ihm erzählt, weil er erfreulich ist und sicherlich auch Sie erfreut.

Sie brauchen mir nicht dafür zu danken, kleine Geschenkpakete genügen.



Nach dem schweizerischen Film zu einem deutschen Buch.

Nach dem Heiteren zum sehr Ernsthaften.

Nach dem Neuen zu etwas Aelterem.

Daß ich dieses Buch präsentiere, hat seinen Grund.

Sie haben vielleicht davon gehört, daß in der Weihnachts-Nacht die Synagoge von Köln mit Hakenkreuzen beschmiert wurde?

Sie haben vielleicht davon gehört, daß das Beispiel Schule machte und daß in der Folge in anderen Städten und anderen Nächten die Gebäude deutscher Juden besudelt wurden?

Der Gedanke, daß dies heute, fünfzehn Jahre nach dem Krieg und dem grausamsten Mord der Weltgeschichte im Lande der Mörder von neuem geschieht, ist so ungeheuerlich, daß man sich beinahe weigert, ihn überhaupt zu fassen. Das heißt: er wäre ungeheuerlich, wenn man glauben müßte, daß diese Kritzeleien Zeichen an der Wand seien.

Warnungszeichen eines neuen Sturmes.

Allerdings: ich glaube nicht, daß hier mit roter Farbe etwas beginne, das mit rotem Blut enden wird.

Ich glaube nicht, daß ein ganzes Volk noch einmal so böse sein kann. Ich glaube nur, daß einzelne Vertreter dieses Volkes noch einmal so idiotisch sein können. So unsäglich dumm. So grauenvoll blöde. So entsetzlich stupid.

Man sollte, finde ich, diese unheilbaren Voll-Trottel nicht dadurch ermutigen, daß man sie ernst nimmt. Es ist der schönste Gefallen, den man ihnen erweisen kann.

Und es ist die größte Freude, die man jenen machen kann, die dem schleichenden Antisemitismus frönen. Die grinsen sich in ihre feigen Fäustchen, denken «Recht geschieht dem Saujuden!» und sagen «Nun ja, kann ja wieder mal vorkommen».

Oder etwas in dieser Art.

Nein, man darf in diesem Aufflakern nicht den Beginn eines neuen Brandes ahnen, denn schon die bloße Ahnung ist verderblich. Man muß diese Flammen aus der braunen Asche als die letzten der großen Feuersbrunst betrachten.

Eine andere Betrachtungsweise darf ganz einfach nicht erlaubt werden, denn nur schon die Möglichkeit eines neuen Verbrechens einzukalkulieren, ist verderblich.

Doch zu dem Buch, das ich vorzustellen habe!

Sein Name: «Das Brandopfer».

Geschrieben hat es Albrecht Goes, ein protestantischer Pfarrer in Stuttgart.

Wenn in der Nachkriegszeit eine deutsche Novelle erschien, die Anspruch auf höchste literarische Bewertung erheben durfte, dann ist es diese.

Und wenn die deutsche Nachkriegsliteratur ein wirkliches Thema aufgegriffen hat, dann ist es dieses.

Wirklich: da hat ein guter Deutscher mit dem notwendigen schlechten Gewissen in gutem Deutsch ein gutes Buch geschrieben.

Da hat sich einer – vom Albtraum der verbrecherischen Vergangenheit gehetzt und in schreiende Not des Gewissens getrieben dem großen deutschen Nachkriegs-Thema gestellt und den Mut zur Wahrheit gehabt.

Die Geschichte ist schlicht wie große Geschichten sind: Während des Krieges wird von den zuständigen Nazi-Behörden eine Metzgerei in Stuttgart als diejenige bezeichnet, in der die paar noch nicht verschickten und vergasteten Juden jeden Freitag-Abend zwischen fünf und sieben (zusätzliche Schikane: am Beginn des jüdischen Sabbates!) ihre kärglichen Fleisch-Rationen einkaufen müssen.

Die Metzgers-Frau (deren Mann eingezogen ist) hat bis zu diesem Augenblick nicht viel von Juden gewußt. Sie hat einige gekannt und sie hat in den Nazijahren viel Schlechtes von allen gehört und hie und da auch im «Stürmer» von ihren Greuel-Taten gelesen, aber sie hat



nichts weiter von ihnen gewußt. Sie haßte sie nicht, denn da war kein eigentlicher Grund dazu vorhanden, sie schätzte sie aber auch nicht. Um genau zu sein: sie waren ihr gleichgültig und sie hielt sich von ihnen fern, weil man sich in jenen Tagen von Juden fernzuhalten hat.

Dann kommen diese Leute zu ihr. Den brandmarkenden gelben Stern auf den Kleidern schleichen sie sich geängstigt zu ihr herein und verlangen mit mutlosen Stimmen das Bißchen, das ihnen ein Herrenvolk noch überläßt, nicht um sie durchzufüttern, sondern um die Qual ihres Absterbens zu verlängern.

Sehr langsam begreift die Metzgers-Frau etwas: daß da Menschen zu ihr kommen, ganz übliche Menschen, die sich in nichts von anderen unterscheiden. Sie haben Angst, Hunger und Sehnsucht zu überleben wie alle anderen.

Da wächst in der Frau das Mitleid. Zuerst mit den Kindern, dann mit den ganz Alten, die nicht mehr können und dann mit allen.

Und aus dem Mitleid wächst Verstehen und aus dem Verstehen Nächsten-Liebe.

Und so wird aus der Metzgerei im Nazi-Deutschland das letzte Haus im Barbaren-Reiche, das Juden noch Frieden und Schutz bietet.

Sogar zum Gotteshaus wird die Metzgerei, denn der letzte Rabbiner spricht an diesen Freitag-Abenden schließlich vor der Theke mit schneigem Rindfleisch und abgeschabten Knochen die Gebete.

Und dann, da der Krieg weitergeht, geschehen vor den entsetzten Augen

der Frau jene Dinge, die sie zur Verzweiflung führen. Da tauchen bekannte Kunden plötzlich nicht mehr auf, weil sie nie mehr an irgendeinem Ort dieser Erde auftauchen können, da prügeln betrunkene Uniform-Träger den betenden Rabbiner zusammen, da gibt endlich eine schwangere Frau einen Kinderwagen ab, weil sie weiß, daß sie ihn nicht mehr braucht.

«Und der Kinderwagen stand vor mir. Er war nicht leer; eine Decke lag drin, ein Kissen und auch ein wenig Kinderwäsche. Wenn es so ist, daß eine, die ihr Kind erwartet, den Kinderwagen hergeben muß, weil man über sie und über das Ungeborene ohne Grund ein Todesurteil gesprochen hat, wenn das in der Welt ist, dann kann es nicht mehr gut werden. Das kommt nicht mehr ins Gleichgewicht. Und eigentlich ist nichts anderes mehr möglich als dies: daß alles gut aufgeräumt wird – im Feuer.»

Das sagt die Frau, aus deren mündlichen Berichten, Gesprächs-Fetzen und Briefen dieses großartige Buch besteht, und sie zündet ihr Haus an, bereit, sich selbst als Brandopfer darzubringen.

Dieses Buch des deutschen Pfarrers Albrecht Goes ist groß und tröstlich. Lesen Sie es, wenn Sie wieder einmal von den idiotischen Schmierern hören.

Hören Sie den Trost jener Stimme, die trotz allem lauter sein muß als jegliches Rache-Geschrei und als alles Gejohle der ewig Zurückgebliebenen.

Muß!